

# Studieren als Lebensphase



**Rudolf Stichweh**

ist Professor für Soziologische Theorie und Allgemeine Soziologie an der Universität Luzern.

Für Jahrhunderte grenzte das Studium an einer Universität eine eigenständige Lebensphase aus. Bei Eintritt in die Universität trennte man sich von dem Ort, an dem man aufgewachsen war, und von den zugehörigen Lebensformen und trat in eine andersartige soziokulturelle Welt ein. Eine gleiche Diskontinuität wiederholte sich beim Verlassen der Universität. Diese Form eines

als Lebensphase ausgegrenzten akademischen Studiums erhöhte die Einwirkungschance der Universität auf ihre Mitglieder. Zugleich war sie riskant (viele Studierende „verdarnen“ in der Freiheit der Universität) und sie war für die Familien kostspielig.

Diese klassische Form des Lebens in der Universität ist im 20. und 21. Jahrhundert, in dem die Zahl der Studierenden in der Welt um das 200fache gewachsen ist, an die Ränder der Universität gedrängt worden. Wir beobachten eine Wiedereinbettung der Universität in die Gesellschaft. Das bedeutet viele interessante Veränderungen: Die Ziele der Studierenden sind nicht mehr die Ziele der Universität. Sie haben viel weniger Zeit für die Universität. Amerikanische Daten dokumentieren für 1960 den Einsatz von 40 Stunden in der Woche; 2003 sind es nur noch 27 Stunden. Das betrifft vor allem die private Lernzeit jenseits der Vorlesungen und Seminare, die von 25 auf 13 Stunden gesunken ist. Unter den Engagements, die stattdessen gewählt werden, ist die vielfach mit

dem Studienbeginn einsetzende Erwerbstätigkeit besonders wichtig, die an manchen Orten von mehr als 80 Prozent der Studierenden gewählt wird und die nicht selten eher Berufseinstieg als studentischer Job ist, so dass die universitäre Laufbahn und eine berufliche Laufbahn gleichzeitig verfolgt werden. Zu den Motiven gehört die Partizipation am Lebensstandard der Gleichaltrigen, aber vermutlich fundamentaler das Erfahrenwollen einer Lebensrealität, die die Universität vielen ihrer Studierenden nicht vermitteln kann. Die Studierenden sind in der Folge sehr beschäftigt, sie benötigen eine straffere Zeitorganisation als ihre Professoren und auch in diesem Sinn kann es kein sich Einlassen auf die Eigenzeit der Universität und die Verzögerungen der Reflexion mehr geben.

Dies ist alles andere als ein Bedeutungsverlust der Universität. Schließlich reden wir nicht mehr von 1 Prozent, sondern von 30 bis 70 Prozent der Bevölkerung. Die Studierenden benötigen die Zertifikate der Universität für den definitiven Berufseinstieg, und die Einkommensprämie, die ein Universitätsabschluss bedeutet, beträgt im Mittel der OECD ca. 170 000 Dollar.

Für die Hochschullehrer liegt in dieser Situation vermutlich die Forderung und die Chance einer neu verstandenen Professionalität. Hochschullehrer sind Dienstleister, aber Dienstleister, deren Credits ein für die Studierenden ziemlich kostbares Gut sind, und das bedeutet, wie dies für jede andere professionelle Gruppe auch gilt, dass die Definition der Dienstleistung durch den Professionellen vorgenommen wird. Darin liegt die Chance, die Bildungsideale und das Anspruchsniveau der Universität neu zu definieren und dies selbstbewusst und jenseits vorschneller Anpassungen zu tun. Die Universität wird dann seltener über „Einheit“ sprechen können, es eher mit Perspektiven-differenzen zu tun haben, die sie produktiv werden lassen kann.